Deutschlands einziger Umbetter - nahezu täglich neue Funde

Kowalke kommt

Sechs Jahrzehnte nach Kriegsende gräbt Erwin Kowalke, 64, in Deutschland immer noch Überreste von Kriegstoten aus - Vermutlich noch mehr als 150.000 unentdeckte Opfer zwischen Oder und Rhein, Nord- und Bodensee

Bräunlich schimmernde Knochenteile, dazwischen ein verrosteter Karabiner, ein Ehering, eine Erkennungsmarke aus Blech. Spuren eines Menschen, die sich verloren hatten – bis er kam: Erwin Kowalke, 64. Mehr als 20.000 Kriegstote hat Deutschlands einziger hauptamtlicher Umbetter seit 1991 aus der Erde geholt, den Kriegsopfern ihre Würde und den Angehörigen endlich Gewissheit gegeben. Ob Soldat, Kriegsgefangener oder Zwangsarbeiter - Kowalke buddelt sie alle aus. Ein Job mit Perspektive: Auch 60 Jahre nach Kriegsende werden in Deutschland nahezu täglich Überreste von Gefallenen gefunden – beim Straßenbau, bei Erdgasarbeiten, bei der Munitionsbergung. Mehr als 150.000 unentdeckte Kriegsopfer werden noch zwischen Oder und Rhein, Nord- und Bodensee vermutet.

Morgens auf einem abgeernteten Feld im baden-württembergischen Neunkirchen am Neckar, nahe des Odenwalds. Es nieselt. Krähen krächzen. Der Wind trägt schon den Herbst in sich. Ein bärtiger Mann im grauen Overall steht bis zur Hüfte in einem Erdloch. Er schaufelt, er schnauft, sein Atem dampft - Kowalke ist da. Wieder einmal haben sie ihn aus dem Bett geklingelt. Kowalke soll einen Flieger heimholen. Bei Grabungsarbeiten ist von einem Hobby-Historiker tief im Erdreich ein abgestürztes Jagdflugzeug vom Typ Me 109 aufgespürt worden.

Das einzige, was Erwin Kowalke in der verbrannten Erde neben einem Propellerteil noch findet, sind halb verschmorte Gurte, winzige Uniformfetzen und Knochensplitter. Vorsichtig legt er sie in einen babygroßen Pappsarkophag neben der Lehmgrube. Durch einen noch lebenden Augenzeugen des Absturzes und einen noch existierenden Wehrmachts-Vermerk vom 9. Januar 1944 bekommt der Tote wieder ein Gesicht – und ein würdiges Grab in Berlin-Lichtenberg, Abteilung PK – Reihe 11 – Nummer 1. Ein Glücksfall: Aus dem unbekanntem Soldaten wird der Oberfeldwebel Herbert B. aus Berlin.

Wenige Tage später gräbt Kowalke an der A 13 bei Dresden. Ein Baggerfahrer ist bei Straßenbauarbeiten auf menschliche Knochen gestoßen. Er entdeckt einen Oberarmknochen, dann einzelne Rippen. „Der Junge ist nicht alt geworden, höchstens 20. Die Knochenenden sind noch nicht verwachsen.“ Kurze Zeit später weiß er, wen er gerade exhumiert: Zwischen den menschlichen Überresten taucht ein Gewehr mit Bajonett auf, eine fast vergangene Schulterklappe, ein kaum noch erkennbares Verbandspäckchen, schließlich ein fast verrottetes Koppel mit den Konturen eines Sterns auf der Lederschnalle. „Kolownieff!“ sagt Kowalke. So heißen für ihn erst mal alle russischen Soldaten, die er findet. Der Knochenbau verrät: Der Mann war klein. „Wahrscheinlich kaukasischer Abstammung, vielleicht Unteroffizier.“ Ein Gesicht kann Kowalke dem toten Russen nicht mehr geben: „Der arme Junge hat einen Volltreffer bekommen!“

Kowalke schiebt den Deckel über den grauen Pappsarg und beschriftet ihn mit einem Kreidezug: „U 625 Lebus“: Es ist der 625. Rotarmist, der auf dem Soldatenfriedhof Lebus im Oderbruch seine letzte Ruhe finden wird. „Ich habe dort schon mehr als ein ganzes Bataillon beerdigt.“

Die Metallsonde piept. Ein durchlöcherter Helm kommt ans Tageslicht, ein rostiger Feldspaten, Reste einer Feldflasche, eine Brille, im Brustbereich ein Uniformknopf, ein Paar Wehrmachtsstiefel aus brüchigem Leder, eine Zigarettenspitze, schließlich noch ein Rosenkranz und ein Ehering, leider ohne Namensgravur. Spuren eines Menschen, der im April 1945 in einem verbrecherischen Krieg sein Leben verlor. In den Knochen liest Kowalke wie in einem Personalbogen. Er mißt sie ab, analysiert Farbe und Konsistenz. Nach und nach bekommt der Verstorbene sein Gesicht zurück: „Der war groß, ungefähr einsachtzig, über 50 Jahre alt, wahrscheinlich katholisch und Raucher.“ Einer vom letzten Aufgebot.

Kowalke wischt sich den Schweiß aus dem Nacken. Er wirft den Spaten beiseite und gräbt mit seinen schwieligen Händen weiter. Zuletzt streift er sich die Handschuhe ab. „So hab ich mehr Gefühl drin.“ Jedes Steinchen dreht er zweimal um. Tatsächlich findet er die Erkennungsmarke. Vorsichtig kratzt Kowalke die Erde vom Blech - bis eine eingestanzte Nummer zum Vorschein kommt: „Bald wissen wir, wer du bist.“

Bis ins kleinste Detail wird die Exhumierung protokolliert - Fundort, Merkmale des Skeletts, geschätztes Alter, Fundstücke. Erkennungsmarke, Brille, Rosenkranz und Ehering verschweißt Kowalke in Plastiktüten. Schuhe, Uniform, Waffe, Munition und Stahlhelm, „Sondermüll des Führers“, wird zerschreddert und verschrottet. Der persönliche Nachlaß und sämtliche weitere Daten des Toten gehen an die „Deutsche Dienststelle“ für

die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen Deutschen Wehrmacht (WASt) in Berlin. Sie sammelt alle Informationen über die Gefallenen. In ihrer Asservaten-Kammer lagern Millionen Relikte zerstörter Leben, abgelegt, durchnummeriert, konserviert, viele noch ohne Adressat.

Ein detektivisches Puzzle beginnt. Aus Buchstaben und Zahlenkombinationen des Militärs wird wieder ein Mensch. Orden und Knöpfe, Fotos und Siegelringe mit Familienwappen, Taschenuhren und Reste eines Soldbuchs, Feldpostkarten oder eingeschweißte Dienstausweise können der Schlüssel zu einer Identität sein, manchmal sogar ein halb vermoderter Liebesbrief, der nie seinen Weg nahm. Selbst Details aus der Zeit vor dem Krieg helfen weiter – ein Glasauge, ein Beinbruch nach einem Fahrradunfall. Und plötzlich gibt es da wieder einen Namen, eine Lebensgeschichte, eine Familie.

Graben, bergen, Pappsarkophage zusammentackern, Protokolle schreiben - so geht Woche für Woche. Manchmal bis zu zehn Kriegsopfer täglich holt Kowalke aus Deutschlands dunkelster Epoche ans Tageslicht. Aus Waldböden, Äckern und Wiesen, aus ausgegrabenen Flugzeugwracks und geöffneten Bombentrichtern. Männer und Frauen, Deutsche und Russen, Amerikaner und Engländer, Franzosen, Italiener und Polen, oft nur hastig verscharrt. „Krieg zerstört Seelen, egal, auf welcher Seite“, brummt der Kriegsarchäologe in seinen grauen Bart. Tief haben sich die Labialfalten in sein Gesicht geschnitten.

Nicht nur tote Soldaten, auch politisch Verfolgte, Kriegsgefangene, Deportierte und Fremdarbeiter spürt der einzigartige Umbetter im Auftrag der Kriegsgräberfürsorge auf – nicht selten Kinder und Babys. „Kleine Knochen, das geht einem nah.“ Ein Jahr brauchte Kowalke, um sich an die Arbeit, die keiner machen will, zu gewöhnen und zur inneren Ruhe zu finden. Im „Kessel von Halbe“ weint der gebürtige Hinterpommer aus Bytow manchmal heute noch. Hier, vor den Toren Berlins, tobte die letzte Entscheidungsschlacht, der Zehntausende zum Opfer fielen. „Eine ganze Generation ist verschlissen worden für nichts und wieder nichts.“

1,8 Millionen Opfer von Kriegs- und Gewaltherrschaft ruhen auf Tausenden Friedhöfen zwischen Kap Arkona und Zugspitze. 1,4 Millionen deutsche Schicksale liegen immer noch im Dunkeln. 60 Flugzeuge des Zweiten Weltkriegs werden allein in den letzten sechs Jahren bundesweit aufgespürt und manches Pilotenschicksal aufgeklärt. Eine Ausgrabung bei Pforzheim fördert 2003 einen englischen Lancaster-Bomber zutage. Zwischen Schuh- und Fallschirmresten, Teilen des Fahrgestells und eines Propellers wird aus

vier Metern Tiefe die gesamte Besatzung geborgen. 130 Meter neben dem Bungalow von Altbundeskanzler Kohl in Ludwigshafen-Oggersheim entdecken Arbeiter beim Leerpumpen eines Fischweihers Wrackteile eines Flugzeugs.

In Fürth wird der amerikanische Bordingenieur einer Fliegenden Festung identifiziert. Bei Gotha (Thüringen) stehen zwei deutsche Jagdpiloten vor der Exhumierung. 13 Zivilisten und ein Marinesoldat werden bei Heiligendamm (Mecklenburg-Vorpommern) geborgen. In Neustadt (Schleswig-Holstein) exhumierte Kowalke die Überreste eines 18jährigen polnischen Kriegsgefangenen und zweier Kinder, eineinhalb Jahre und neun Monate alt.

Bei Wittenberg (Sachsen-Anhalt) birgt er aus einer „Halifax“ die Gebeine der fünfköpfigen alliierten Besatzung, bei Stendal (Brandenburg) u. a. neuseeländische, tschechische und kanadische Piloten. Im sächsischen Riesa stößt Kowalke bei Straßenbauarbeiten auf sieben Kriegsgefangene, darunter zwei Kinder. „Sie lagen zu dicht am Bürgersteig.“

Manchmal hilft die Natur: „Dass der Oderdamm 1997 brach, war für uns ein Segen.“ 300 Tote zog der Umbetter damals aus den geborstenen Deichen. Der Oderbruch - ein einziger großer Friedhof: In der Gegend, von der Theodor Fontane einst schwärmte, er habe hier „Gottes Segen“ gespürt, fand eine der größten Schlachten des letzten Krieges statt: Die Gefechte an den Seelower Höhen. „Wir haben hier am Tag bis zu zehn Leute rausgeholt.“ Geschätzte 20.000 Kriegsoffer warten hier noch auf ihre Identifizierung.

1994 stößt Kowalke in einem Waldstück bei Sachsenhausen auf 40 Skelette. Mit den Überresten eines der Opfer fährt er in die Berliner Charité: „Herr Professor, ich bring´ Ihnen Herrn George.“ Die DNA-Analyse der Gerichtsmediziner bestätigt die Sensation: Kowalke hatte das Grab des verschollenen Ufa-Stars Heinrich George entdeckt, der 1946 als Gefangener der Sowjets im ehemaligen KZ Sachsenhausen umgekommen war.

Kowalkes Trefferquote kann sich sehen lassen: Bei der Hälfte der gefundenen deutschen Soldaten findet der rastlose Rentner noch Erkennungsmarken; nicht immer sind sie noch lesbar. Dennoch gelingt es, fast 85 Prozent dieser Schicksale aufzuklären. Jedes noch so belanglose Fundstück kann weiterhelfen, dem Toten einen Namen zu geben: An den Schuhen erkennt Kowalke die Nationalität des Opfers. Italiener hatten hohe Absätze. Nur die Deutschen trugen genagelte Sohlen. Auch die Zähne geben Auskunft: Die Russen hatten im Vergleich zu den Deutschen das gesündere

Gebiss. Sie aßen Sonnenblumenkerne und Mais. „Bei uns gab’s zum Frühstück weiche Schrippen.“

Angst vor dem Tod hat Kowalke nicht. Auch wenn er täglich sieht, wie vergänglich der Mensch ist. Das erste, was er 1957 als angehender Schreiner zimmern mußte, war ein Sarg aus „wunderschönem“ Buchenholz. „Das war unser Job als Lehrbengel.“ Eines Tages ruft ihn sein Schwiegervater, damals Friedhofsgärtner, zu sich: „Junge, komm mal mit! Da liegen zwei unterm Holunderbusch!“

1963, gerade 22 Jahre alt, gräbt er zum ersten Mal nach Kriegstoten. Damals eine Nacht-und-Nebel-Aktion. Mit den menschlichen Überresten der Hitler-Diktatur wollte die DDR nichts zu tun haben. Seit 1980 konnte der gläubige Christ nur heimlich und unter dem Schutzmantel der Kirche Kriegsopfer umbetten. Er weiß, wie Trauer schmerzt, ist ohne Vater aufgewachsen. Der kehrte aus Frankreich nicht mehr zurück. Aber Kowalke hat immer gewußt, wo er liegt. „Trauer braucht einen Ort.“

Kowalkes Haus mit Seeblick, dass er mit seiner Ehefrau – und Mitarbeiterin - im märkischen Buckow teilt, steckt voller Erinnerungen an die Toten. Auf seinem Schreibtisch stapeln sich die Briefe von Angehörigen, manche in zittriger Sütterlin-Schrift. Tausende, die noch immer im Ungewissen über den Verbleib des Mannes, Vaters oder Bruders leben. „Sie klammern sich an jeden Strohalm.“

Oft sind es die Kinder und Enkel, die zu den Umbettungsfeiern kommen; von den Witwen lebt nur noch jede sechste. Nicht selten hält Kowalke die Gedenkreden selbst. Von Versöhnung spricht er und von Liebe. Getrieben von der Angst, jemanden in der Erde zu vergessen, zieht es ihn immer wieder hinaus. „Die Toten sind ungefährlich. Man muß sich vor den Lebenden hüten.“

Thomas Olivier

© Olivier 2005